

Jo Reichertz

# Theorie und Praxis der qualitativen und interpretativen Sozialforschung

Fakultät für  
**Kultur- und  
Sozialwissen-  
schaften**

---

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m<sup>2</sup>, weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

## Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis.....	III
Vorwort.....	5
1 Qualitative Sozialforschung – ein Zwischenbericht.....	10
1.1 Wissenschaftliche Theoriebildung – eine kleine Geschichte.....	10
1.1.1 Absicherung mit Hilfe anerkannter Autoritäten.....	11
1.1.2 Absicherung mit Hilfe des Gebrauchs der Vernunft.....	11
1.1.3 Absicherung mit Hilfe persönlicher Hellsichtigkeit.....	12
1.1.4 Absicherung mit Hilfe empirischer Forschung.....	12
1.2 Geschichte – Quellen – Gründerfiguren.....	13
1.3 Der Erfolg der qualitativen Sozialforschung.....	22
1.4 Qualitative, interpretative, rekonstruktive Sozialforschung.....	27
1.5 Elaborierte Methoden und ad-hoc-Methoden.....	31
1.6 Fragen der wichtigsten elaborierten qualitativen Methoden.....	34
2 Prämissen und Probleme der qualitativen Sozialforschung.....	41
2.1 Über das implizite Menschenbild der qualitativen Sozialforschung.....	42
2.2 Erkenntnistheorie.....	47
2.2.1 Was können wir wissen? Oder: Alles nur konstruiert?.....	48
2.2.2 Was repräsentieren die Daten? oder: Order at all Points?.....	53
2.2.3 Interpretieren – Methode, Handwerk, Kunst oder Kunstlehre?.....	60
2.2.4 Gemeinsam Interpretieren.....	66
2.3 Die Bedeutung der Subjektivität in der Forschung.....	71
2.4 Problem der Gültigkeit in der qualitativen Sozialforschung.....	75
2.5 Die Konjunkturen innerhalb der qualitativen Sozialforschung.....	76
2.5.1 Konjunkturen der methodischen Ansätze.....	78
2.5.2 Konjunkturen der Themen.....	79
2.5.3 Weisen die Konjunkturen ein Muster auf?.....	82
2.5.4 Was bewegt die verschiedenen Konjunkturen?.....	87
2.6 Aktuelle Herausforderungen.....	89
2.6.1 Mixed Methods.....	89
2.6.2 Praxistheorie.....	96
2.7 Abschluss.....	108
3 Die Denkformen des Erkennens: Deduktion, Induktion, Abduktion.....	110
3.1 Zur Anthropologie des erkennenden Denkens.....	110
3.2 Die drei Denkformen.....	112
3.2.1 Deduktion.....	113
3.2.2 Quantitative und Qualitative Induktion.....	114
3.2.3 Abduktion.....	115
3.3 Wann ist eine Idee neu?.....	115
3.4 Der Unterschied zwischen qualitativer Induktion und Abduktion.....	117
3.5 Lassen sich Abduktionen strategisch herbeiführen?.....	121
3.5.1 Echte Not als Voraussetzung für Abduktionen.....	123
3.5.2 Tagträumerei als Mittel zur Hervorlockung von Abduktionen.....	125
3.5.3 Das Diagramm als ein Mittel zur Auslösung abduktiver Blitze.....	127
3.5.4 Kommunikation als zentrales Mittel zur Auslösung abduktiver Blitze.....	129
3.5.5 Metapher, Gruppe, Sequenzanalyse.....	131
3.6 Abduktion, Deduktion, Induktion – oder: die Logik der Forschung.....	134
3.7 Konsequenzen der abduktiven Haltung für eine verstehende Sozialforschung.....	134
3.8 What is a good Theory?.....	136

4	Persönlichkeitsrechte, Datenschutz, Transkription, Anonymisierung .....	137
4.1	Forschung unter Wahrung des Rechts auf persönliche Selbstbestimmung .....	141
4.2	Datensicherheit .....	143
4.3	Anonymisierung .....	145
4.4	Das magische Viereck: Kontext, Methodologie, normativer Rahmen, Ressourcen .....	146
5	Der Forschungsprozess .....	150
5.1	Die Planung einer Forschungsarbeit .....	150
5.1.1	Das Finden der Forschungsfragestellung .....	150
5.1.2	Entwicklung eines Forschungsdesigns .....	152
5.1.3	Schreiben eines Antrages auf Drittmittel .....	152
5.2	Methoden der Datenerhebung .....	153
5.2.1	Daten, Datensorten, Datenfixierung .....	153
5.2.2	Das Interview als Erhebungsmedium der qualitativen Sozialforschung .....	157
5.2.3	Beobachtung, Feldforschung und Ethnographie .....	172
5.2.4	Artefakte und deren Analyse .....	185
5.3	Methoden der Datenfixierung .....	188
5.4	Methoden der Dateninterpretation .....	189
5.4.1	Inhaltsanalyse .....	190
5.4.2	Hermeneutik .....	198
5.4.3	Sequenzanalyse als Mittel der Deutung Interpersonaler Kommunikation .....	212
5.5	Deuten, kodieren, hermeneutisch interpretieren .....	225
5.5.1	Wissenschaftliches Interpretieren .....	225
5.5.2	Qualitative Verfahren der Datenauslegung .....	229
5.5.3	Verstehende Verfahren der Datenauslegung: Hermeneutisches Interpretieren .....	233
5.5.4	Rückblick .....	241
5.6	Wie schreibt man einen überzeugenden Forschungsbericht? .....	242
5.6.1	Zur ‚logic of writing a research report‘ .....	243
5.6.2	Kritik des scheinbar ‚stillen Stils‘ .....	244
5.6.3	Nicht hintergehbare Bestandteile der wissenschaftlichen Textproduktion .....	246
5.6.4	Zum kommunikativen Rahmen der Textsorte ‚Forschungsbericht‘ .....	247
5.6.5	Allgemeine Selbstverständigung als Grundlage für eine Lösung .....	249
5.6.6	Die gute Beschreibung ist nicht genug .....	251
5.6.7	Text als Ausdruck einer wissenschaftlichen Haltung .....	251
6	Weshalb hat Herr Brandt seinen Arbeitsplatz verloren? .....	253
6.1	Der Datenkorpus: Ein Interview mit Herrn Brandt .....	254
6.2	Vorbereitung der Analyse .....	258
6.3	Beispielhafte Antworten auf die Fragen zum Text .....	258
6.3.1	Antworten des Studenten A .....	258
6.3.2	Antworten der Studentin B .....	259
6.4	Datenaufbereitung .....	259
6.4.1	Der farblich gegliederte Datenkorpus .....	260
6.4.2	Kommentar des Autors zu F3 .....	265
6.4.3	Bestimmung der Forschungsfrage .....	266
6.5	Die inhaltsanalytische Herangehensweise .....	269
6.5.1	Die erste Schilderung des Herrn Brandt .....	269
6.5.2	Die zweite Schilderung des Herrn Brandt .....	272
6.5.3	Versuch, die beiden Schilderungen zusammen zu bringen .....	275
6.6	Die hermeneutisch, sequentiell verfahrenende Deutung der Daten .....	277
6.7	Fazit .....	296
7	Neue Herausforderungen für die qualitative Sozialforschung: Interkulturalität .....	301
	Literatur .....	305

## Vorwort

Der Titel des hier vorliegenden Kurses wird vielleicht einige überraschen – wird doch im Titel zwischen qualitativer und interpretativer Sozialforschung unterschieden. Die Überraschung ist verständlich, werden doch oft die beiden Begriffe synonym gebraucht. Wenn ich hier dennoch auf dieser Unterscheidung bestehe und im Verlauf des Kurses noch eine weitere Variante, nämlich die rekonstruktive Sozialforschung ins Spiel bringen werde, dann allein deshalb, weil sich im Laufe der letzten Jahrzehnte das Feld der ‚Qualitativen‘ so stark ausdifferenziert hat, dass es nicht mehr angemessen ist, alle ‚qualitativen‘ Methoden und Methodologien als eine Einheit mit einem gemeinsamen Fundament darzustellen. Aus meiner Sicht gibt es zurzeit zumindest zwei deutlich voneinander unterscheidbare Forschungspraxen, die jedoch selbst wieder vielfältig ausdifferenziert sind: nämlich die qualitative und die interpretative (dazu weiter unter sehr viel mehr). Der vorliegende Kurs möchte einen Einblick in die Geschichte, die Methoden, die Methodologie, die Praktiken und die Leistungen beider Forschungspraxen geben. Allerdings wird zweifellos schnell erkennbar sein, dass mein Herz für die interpretative Forschungsperspektive schlägt. Zu versuchen, diese Voreingenommenheit unsichtbar zu machen, ist nicht nur sinnlos, weil es nicht wirklich gelingen kann. Der Versuch wäre aber auch unfruchtbar, da jedes Schreiben (wie jedes Lesen) in eine Perspektive eingebunden ist, und der Abgleich der Perspektiven beim Lesen das ist, was Neugier, Zustimmung oder Kritik gebiert und somit letztlich auch Lernerfolg.

Es gibt nun bereits viele Einführungen in die qualitative und interpretative Sozialforschung – auch eine Reihe sehr guter. Zudem gibt es eine Vielzahl von Einführungen in die einzelnen Methoden oder ausgewählte Problembereiche dieser Art der Sozialforschung. Weshalb also noch eine Einführung – es scheint doch alles bereits gesagt zu sein? Was rechtfertigt eine weitere Einführung?

Natürlich gibt es immer wieder neue Entwicklungen innerhalb des ständig (und in den letzten Jahren sogar rasant) wachsenden Feldes der qualitativen und interpretativen Sozialforschung. Das würde für neue Einführungen sprechen. Aber dieses natürliche Wachstum und diese fast zwangsläufige Differenzierung des Feldes erfordern vor allem erst einmal überarbeitete Neuauflagen der bereits bestehenden Einführungen, aber noch nicht zwingend ein neues Werk. Wenn ich trotz dieser komfortablen Lage hier mit diesem Kurs eine weitere Hin- oder besser eine Heranführung in die Theorie und Praxis qualitativer Sozialforschung vorlege (die keine wirkliche Einführung im herkömmliche Sinne des Wortes ist), dann aus folgenden Gründen:

Erstens kommt vieles vom dem, was für die Praxis der qualitativen und interpretativen Forschung dann Relevanz besitzt, wenn man sie selbst betreiben will, in den vorliegenden Einführungen oft zu kurz oder wird gar nicht behandelt (z. B. Geschichte; Datenschutz; Subjektivität; Differenz zwischen qualitativ, interpretativ, rekonstruktiv; Vergleich der methodischen Praktiken etc.).

Zweitens sind die vorhandenen Einführungen, so kompetent und umfassend sie im Einzelnen angelegt sind, aus meiner Sicht zu sehr den (gesellschaftlichen und von Seiten der Ver-

lage geforderten) Vorgaben an die Gattung ‚Lehrbuch‘ verpflichtet. Dies heißt: Sie formulieren ihre Beschreibungen vornehmlich im Indikativ! Zudem geben sie den Leser/innen eine Fülle von Tipps und Ratschlägen, aber auch normative Vorgaben mit auf den Weg, die vorgeblich nicht im jeweiligen theoretischen Selbstverständnis des/r Autors/in bzw. der Autoren/innen verankert werden, sondern in der Wissenschaft selbst – so die implizite Behauptung. Es entsteht dann oft der Eindruck, als ergäben sich diese Beschreibungen und Richtlinien von selbst, als würde dies alles ein unhinterfragbares Basiswissen der qualitativen und interpretativen Sozialforschung darstellen. Damit schaffen diese Einführungen Gewissheiten (was Lehrbücher sicherlich tun sollten), wo das Säen von Zweifeln angemessener wäre (was m.E. die Aufgabe von Wissenschaft ist). Die jeweils historische und theoretische Bedingtheit der jeweiligen Einzeldarstellungen wird so nicht nur nicht sichtbar gemacht, sondern eher verborgen, was zur Folge hat, dass der Eindruck entsteht, es gäbe einen gesicherten Bestand an Wissen innerhalb der qualitativen und interpretativen Sozialforschung. Gesichertes Wissen gibt es dagegen nur innerhalb einer bestimmten theoretischen und/oder methodischen Perspektive.

Der dritte Grund, hier ein weiteres, wenn auch anderes Buch über die qualitative und interpretative Sozialforschung vorzulegen, besteht darin, dass die vorliegenden Einführungen entweder eher theoretisch und allgemein bestimmte Praktiken qualitativer Sozialforschung beschreiben und katalogisieren oder aber sehr intensiv Fallstudien darbieten, anhand derer sie ausgewählte Probleme der qualitativen und interpretativen Sozialforschung plausibilisieren. Eine Verbindung von theoretischer Erörterung und praktischer Interpretationsarbeit ist bislang (aus meiner Sicht) noch nicht wirklich gelungen. Hier wage ich einen neuen Versuch, auch auf die Gefahr hin, ebenfalls zu scheitern. Dieser Versuch wird aus einer *wissensoziologischen* Perspektive unternommen, welche dem Theorieprogramm des *Kommunikativen Konstruktivismus* angehört. Methodisch/methodologisch wird aus der Sicht einer *interpretativ* angelegten, *hermeneutisch* arbeitenden Sozialforschung argumentiert. Was die Besonderheit dieser Perspektive ist und was die einzelnen Begriffe bedeuten, wird weiter unten deutlich gemacht werden.

In dem hier vorgelegten Buch zur Theorie und Praxis der qualitativen und interpretativen Sozialforschung geht es also darum, nicht nur einen prägnanten (und verständlichen) Überblick über die wesentlichsten Erhebungs- und Auswertungsverfahren innerhalb des Feldes qualitativer bzw. interpretativer Sozialforschung zu geben, sondern zugleich die historische Entwicklung dieses Feldes ansatzweise sichtbar zu machen, die verschiedenen Diskussionslinien und relevanten Personen zu identifizieren und aktuelle Tendenzen aufzuzeigen. Damit soll gerade der Eindruck vermieden werden, die qualitative und interpretative Sozialforschung bestünde aus einem festen Satz von Wissensbeständen und Regeln, die man als Studierende/r nur ernsthaft zu lernen habe, um selbst Sozialforschung betreiben zu können.

Stattdessen soll gezeigt werden, dass das Feld der qualitativen Sozialforschung noch immer deutlich in Bewegung ist, dass sich verschiedene neuere Entwicklungen abzeichnen, welche das Feld verändern, dass diese Entwicklungen bedingt sind durch methodologische und methodische Diskussionen innerhalb des Feldes, aber auch durch die Medien der Zeit, die Konkurrenz der Forschenden um Drittmittel und Reputation und natürlich durch den Zeitgeist, dass also die qualitative/interpretative Sozialforschung ein gesellschaftliches Großprojekt ist, das nachdrücklich an der kommunikativen Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit

beteiligt ist – zu Teilen sogar dafür verantwortlich ist. Es soll so gezeigt werden, dass Wissenschaft betreiben immer auch eine Teilnahme an der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit darstellt, die man als Wissenschaftler/in zu verantworten und über die man nachzudenken hat, will man selbst Wissenschaft betreiben.

Insofern will dieses Buch nicht Gewissheiten verschaffen, sondern durch die Breite der gelieferten Informationen auch über abweichende Ansätze systematisch Zweifel säen. Auch der manchmal persönlich gehaltene Stil soll immer daran erinnern, dass hier ein im Feld situierter Autor spricht. Diese ‚Mittel‘ sollen dabei helfen, eine distanzierte Haltung gegenüber Theorien und Methoden zu erlangen, die es auch ermöglicht, alte (eigene) Überzeugungen immer wieder anzuzweifeln und für neue Entwicklungen offen zu sein. Und natürlich sollen die Leser/innen nach der Lektüre und den eingebauten Übungen kompetenter eigene qualitative Sozialforschung betreiben und die anderer besser einschätzen können.

Aus all diesen Gründen handelt es sich bei dem vorliegenden Kurs zwar um ein *Lehrbuch* (und zu Teilen auch um ein Lernbuch), aber nicht wirklich um eine *Einführung* im klassischen Sinne, sondern um eine *Heranführung*, besser noch: um eine *Einladung*, sich einmal auf die Denk- und Arbeitsweise der qualitativen und interpretativen Sozialforschung einzulassen, ohne sie allerdings als die einzig mögliche, die einzige vernünftige oder gar als die einzige sinnvolle auszuflaggen<sup>1</sup>.

## **Ziele und Aufbau des Kurses**

Qualitative Sozialforschung ist – so eine oft zu findende tautologische Umgrenzung – eine *empirische Sozialforschung*, die sich *qualitativer Methoden* bedient, und zwar bei der *Datenerhebung* oder/und bei der *Datenauswertung*. Dieser Definitionsversuch ist gewiss unzureichend, nicht nur, weil er das zu Erklärende in der Erklärung erneut verwendet und damit nicht wirklich etwas sagt, sondern weil er nur die *Methode* als Kennzeichen in den Blick nimmt. Dieser Definitionsversuch tut so, als seien die Methoden das Besondere an dieser Art der Sozialforschung. Diese Bestimmung unterschlägt jedoch das Wesentliche, weil qualitative Sozialforschung zwar mit bestimmten Methoden arbeitet, aber nicht, weil sie die Methoden besser findet, sondern weil qualitative Sozialforschung bestimmte theoretisch begründete Ziele hat (nämlich menschliches Handeln verstehend zu erklären)<sup>2</sup>, die sich nur mit bestimmten Methoden erreichen lassen. *Das Besondere sind also die Ziele qualitativer Forschung, nicht deren Methoden.*

---

1 Wie bei allen Texten handelt es sich auch bei diesem um ein Produkt, an dessen Erzeugung viele beteiligt waren. Alle können hier nicht genannt werden. Besonders hervorheben möchte ich jedoch den Anteil, den Sylvia Wilz und Benedikt Engelmeier erbrachten: Sie haben mit sehr großer Sorgfalt den gesamten Text durchgesehen, haben mir neben motivierenden Aufmunterungen auch zahlreiche Kritiken und Überarbeitungswünsche ans Herz gelegt, die ich (fast) alle aufgegriffen habe. Das hat dem Buch sicherlich gut getan.

2 Was ‚Verstehen‘ und ‚Erklären‘ bei den einzelnen Klassikern der Sozialwissenschaften (Weber, Simmel, Plessner, Mead, Goffman, Bourdieu, Popper, Coleman, Luhmann, Giddens u.a.) alles bedeuten kann, erläutert kenntnisreich der Band von Greshoff et al. (2008).

Qualitative oder verstehende oder interpretative oder rekonstruktive Sozialforschung ist also immer sehr viel mehr als nur spezifische Methoden zum Umgang mit sozialwissenschaftlichen Daten. Qualitative Sozialforschung besteht immer auch und notwendigerweise aus ausgesprochenen wie unausgesprochenen theoretischen Prämissen, Konzepten und Theorien über die Möglichkeit des menschlichen Erkennens, über die Verfasstheit des Menschen, über den Status von Daten, über die menschliche Wirklichkeit und die Aufgabe von Wissenschaft und vielem anderen mehr. Nie wird man alle Prämissen, Konzepte oder Theorien benennen können, aber über die wichtigsten sollte man sich klar werden, um die Forschung anderer einschätzen und um eigene Forschung sinnvoll betreiben zu können.

Qualitative Sozialforschung ist also immer *mehr* als nur eine bestimmte Methode, Daten zu erheben und auszuwerten, sondern notwendigerweise stets die Verbindung von (meist mehreren) Theorien zu unterschiedlichen Gegenständen mit Methoden der Datenerhebung, Datenfixierung und Datenauswertung. Das macht qualitative Sozialforschung so anspruchsvoll. Wer auf die Bearbeitung und Erarbeitung von Theorien zu den genannten Gegenstandsbereichen und zu seinen Methoden vorab verzichtet, handelt meist einfältig.

Sowohl die Theorie als auch die Praxis qualitativer Sozialforschung haben sich (auch wegen des anhaltenden Erfolgs dieser Art der empirischen Sozialforschung in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft) so stark ausdifferenziert, dass deren gemeinsame theoretischen wie methodischen Prämissen oft nicht mehr sichtbar werden – weshalb es teils hitzige Debatten darüber gibt, was sich ‚qualitativ‘ nennen darf und was nicht. Einige fordern mehr Abgrenzung und Ausgrenzung, andere verurteilen eine solche Monokultur (Bourdieu verurteilt dies als einen „methodologischen Monotheismus“ – Bourdieu 1996: 260) und fordern einen methodischen Multikulturalismus.

Angesichts dieser Situation will der Studienbrief den Studierenden, also Ihnen, erst einmal das Gemeinsame und Verbindende all dieser Ansätze sichtbar machen, um vor diesem Hintergrund auch die Unterschiede herauszuarbeiten. Dazu werden die historischen Wurzeln, die theoretischen Grundlagen und Grundfragen der qualitativen Sozialforschung vorgestellt. Ebenso werden Probleme der Gültigkeit und wie man diese beheben kann, diskutiert. Danach werden die wichtigsten Methoden der Datenerhebung, der Datenfixierung und der Datenauswertung skizziert und erörtert.

Bei der Methodenerörterung wird auf einige, sehr zentrale Verfahren (Inhaltsanalyse, Hermeneutik, Sequenzanalyse) besonders ausführlich eingegangen. Beispielhaft wird dabei ein Interviewtext (in Zusammenarbeit mit Ihnen) ausführlich interpretiert, so dass die Stärken und Schwächen der einzelnen Verfahren gut erkennbar werden. Zum Abschluss werden zwei wichtige aktuelle Entwicklungen vorgestellt und diskutiert: zum einen die Möglichkeiten, aber auch die Gefahren, die mit der Nutzung der digitalen Medien einhergehen, zum anderen die Herausforderungen, denen sich die qualitative Sozialforschung gegenüber sieht, wenn sie Daten aus anderen kulturellen Kontexte interpretieren soll.

So soll der Kurs (neben der oben genannten Vermittlung einer wissenschaftlichen Haltung gegenüber Theorien und Methoden) helfen, sich in dem Feld der qualitativen Sozialforschung orientieren zu können, so dass es möglich wird, begründet zwischen verschiedenen Verfahren der Erhebung und Auswertung von Daten entscheiden und die Bedeutung von qualitativ gewonnenen Forschungsergebnissen bewerten zu können.

Um das zu erreichen, werde ich versuchen, Sie als Leser und Leserinnen immer wieder – über den gesamten Studienbrief hinweg – in den Fortgang der Überlegungen mit einzubeziehen. Da es jedoch (noch) keine Möglichkeit zur direkten Interaktion gibt, werde ich zu diesem Zweck vor allem zwei Methoden einsetzen: Erstens werde ich Ihnen immer wieder zwischendurch *Reflexionsaufgaben* stellen. Dies bedeutet, dass ich Ihnen zum Text, aber vor allem zu den Konsequenzen des im Text Ausgesagten Fragen stelle, die Sie zu einem eigenen Urteil auffordern.

Ich spreche hier bewusst von einem *Urteil*, da es mir keineswegs darum geht, Ihre *Meinung* zu erfragen. Ihre Meinung, so wertvoll sie auch für Sie selbst und Ihre Freunde ist, so unbedeutend ist sie doch im Kontext Ihres Studiums. ‚Meinen‘ kann man nämlich alles – weshalb auch die eine große deutsche Tageszeitung mit den vier roten Buchstaben im Titel ihre Leser/innen auffordert: „Bild Dir Deine Meinung!“. Meinungen muss man nicht begründen, Meinungen kann man beliebig besitzen und auch wieder ablegen.

Natürlich kann man auch etwas zu wissenschaftlichen Sachverhalten, zu Theorien oder Ereignissen meinen, aber dieses Meinen ist für die Wissenschaft nicht wirklich relevant – also im Kontext Ihres Studiums. Relevant ist allein (und das ist wirklich gefragt und wichtig), dass Sie mit guten Gründen etwas Bestimmtes zu einem wissenschaftlichen Sachverhalt oder zu einem Ereignis sagen können. Ihr *Urteil* ist also erwünscht und auch verlangt, ein Urteil, das sich begründen lässt, ein Urteil, dem sich andere anschließen oder verschließen können, ein Urteil, für das Sie die Verantwortung übernehmen und das Sie für richtig halten und das Sie deshalb auch vertreten.

Wenn ich Ihnen also Reflexionsaufgaben stelle, dann geht es um solche Urteile, dann möchte ich Sie bitten, über die gestellte Frage nachzudenken und sich ein Urteil zu bilden. Dies können Sie schriftlich tun, müssen es aber nicht (es ist aber hilfreich). Für diese Urteile wird es von mir keine Lösung geben, da auch Urteile durchaus etwas mit der Standortgebundenheit und der theoretischen Positionierung des Urteilenden zu tun haben. Ihre Urteile bleiben erst einmal stehen und Sie können dann später, nach Lektüre des gesamten Studienbriefes erneut prüfen, ob Ihre Urteile sich weiterhin begründen lassen.

Zum Zweiten werde ich Ihnen immer wieder kleinere *Arbeitsaufgaben* stellen. Diese Arbeitsaufgaben erfordern in der Regel von Ihnen praktische wie kognitive Leistungen, die Sie erbringen können, wenn Sie den Text vorher studiert haben. Im weiteren Verlauf des Studienbriefes werde ich dann beispielhafte Lösungen formulieren, so dass Sie Ihre Antworten damit vergleichen und daran messen können. Bitte lesen Sie jedoch nicht zuerst die Lösungen, sondern versuchen Sie selbst, sich eine Lösung zu erarbeiten.

Die Übernahme und gewissenhafte Erfüllung dieser Arbeitsaufgaben sind notwendig, da Sie nur so den weiteren Verlauf der Argumentation im Kurs nachvollziehen und durch Ihre Mitarbeit auch mitgestalten können. Nur wenn Sie bei den jeweiligen Aufgaben selbst mitdenken und mitmachen, wird Ihnen der nächste Argumentationsschritt verständlich sein. Denn Lernen ist immer ein handelndes Sich-Aneignen und nicht ein passives Aufnehmen.

# 1 Qualitative Sozialforschung – ein Zwischenbericht<sup>3</sup>

*„Jeder Mensch erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält, oder eine Reihe von Geschichten.“ (Max Frisch: Mein Name sei Ganzenbein)*

Es gehört schon ziemlich viel *Optimismus*, andere sagen: viel *Ignoranz*, dazu, zu erwarten, dass wir mit dem Wissen von heute (endlich) wissen, wie die Welt beschaffen ist und nach welchen Regeln das Zusammenleben der Menschen funktioniert. Ohne Zweifel gilt: Was wir heute für richtig halten, unterscheidet sich wesentlich von dem, was wir gestern für richtig hielten. Und wir sind gewiss, dass wir auf den „Schultern von Riesen“ (Merton 1983) stehen, also weiter und besser sehen als die vor uns – und zwar nicht nur im Hinblick auf das Wissen von Welt, sondern auch im Hinblick auf das Wissen, wie man wissenschaftlich die Welt erforscht.

Wer sich allerdings der Geschichte der Wissenschaft zuwendet, den überkommt schnell ein grundsätzlicher Zweifel, da die Geschichte (wenn sie überhaupt etwas sagt) lehrt, dass die Gewissheiten von heute die Irrtümer von morgen sind: Jedes Wissen hat seine Geschichte und somit muss jedes Wissen auch historisch eingebettet werden. Das gilt auch für die qualitative Sozialforschung – weshalb im Folgenden der Versuch unternommen wird, zumindest die groben Entwicklungslinien nachzuzeichnen. Eine umfassende Rekonstruktion der Geschichte der qualitativen Sozialforschung (in Deutschland) steht noch aus.

## 1.1 Wissenschaftliche Theoriebildung – eine kleine Geschichte

Der (Wieder-)Aufstieg der europäischen Wissenschaft im 17./18. Jahrhundert verdankt sich ganz wesentlich dem Abstieg der christlichen Religion. Galt die Wissenschaft für die Religion zu Beginn der *christlichen* Zeitrechnung nicht wirklich als ernstzunehmende Konkurrenz, so wandelte sich dieses Verhältnis in der Aufklärung grundlegend. Die Kultur- und auch die Naturwissenschaften lösten mit Einsetzen der Aufklärung die Religion(en) in Bezug auf die Bereitstellung von Weltdeutungen und Theorien (zumindest in Westeuropa – in Nord- und Südamerika, Afrika und Asien liefern dagegen die Religionen immer noch für viele die relevanten Weltdeutungen) Schritt für Schritt ab, und dies gleich in zweifachem Sinne: Einerseits ‚erledigten‘ sie die Religion, indem sie den Glauben an einen Gott und dessen Botschaft als vermeidbaren Irrtum bzw. als selbst gewollte oder böswillige Täuschung ‚entlarvten‘, andererseits beerbten sie die Religion. Dem Wissenschaftler bzw. der Wissenschaftlerin oblag

<sup>3</sup> Der Kurs greift einerseits frühere Überlegungen aus Reichertz (2007a, 2007b, 2013a, 2013b) auf, die allerdings stark überarbeitet worden (gekürzt, aktualisiert) sind. Andererseits sind große Teile speziell für den Einsatz als Lehrbuch konzipiert und neu geschrieben worden. Danken möchte ich (mal wieder) Christian Lüders. Seit Jahren diskutieren wir immer wieder die Vergangenheit, die Gegenwart und die mögliche Zukunft der qualitativen Sozialforschung. Vieles von dem, was ich im Weiteren schreiben werde, geht auf solche Diskussionen zurück, ohne dass ich angeben könnte, was genau von wem wann gesagt wurde. Deutlicher Dank gebührt auch Sylvia Wilz, die immer wieder die Entwürfe der einzelnen Kapitel gelesen hat und kritisch wie kompetent Vorschläge für eine Verbesserung machte.

demnach die Pflicht, das Wahre, das Vernünftige zu suchen und von ihm in Theorien zu künden – wissenschaftliche Theorien sind mithin Ausdruck einer innerweltlichen Religion, welche die Welt ohne das Wirken Gottes erklärt, und der/die Wissenschaftler/in dient als Priester/in dieser Vernunft der Diesseitigkeit.

Diese neuen ‚Wahrheitskünder‘ benutzen heute, verallgemeinert man sehr stark, im Wesentlichen vier Methoden, um Theorien und deren Validität zu fundieren – und zwar die Absicherung

- mit Hilfe des *Hinweises auf eine anerkannte Autorität*,
- mit Hilfe des *Gebrauchs der Vernunft*,
- mit Hilfe der *Inanspruchnahme persönlicher Hellsichtigkeit* und schließlich
- mittels eigener *empirischer Forschung*.

### 1.1.1 Absicherung mit Hilfe anerkannter Autoritäten

Die Methode der Absicherung der Aussagen-Gültigkeit mit dem Hinweis auf vergleichbare Aussagen anderer, anerkannter *Autoritäten* hat eine sehr lange Tradition, und sie kann ihre religiöse Abstammung nicht leugnen, fundiert sie doch die Gültigkeit einer Aussage mit der hervorgehobenen Position seines Aus- und Fürsprechers. Lange Zeit wurden in der europäischen Wissenschaft Nachfragen nach der Gültigkeit von Aussagen mit dem Hinweis auf die Werke von (meist griechischen) Autoritäten gemeistert (Platon, Aristoteles). Diese Methode, Gültigkeit zu begründen, ist auch heute noch auf fast allen Ebenen wissenschaftlicher Auseinandersetzung anzutreffen. Hatten z. B. in der Soziologie noch vor einigen Jahren Habermas und Luhmann das erste und letzte Wort, so sind es heute vornehmlich Bourdieu, Foucault und Latour, denen diese zweifelhafte Ehre zukommt.

### 1.1.2 Absicherung mit Hilfe des Gebrauchs der Vernunft

Auch die zweite Methode, nämlich Gültigkeit aufgrund des regelgerechten Einsatzes von *Vernunft* für sich in Anspruch zu nehmen, ist religiöser Abstammung, auch wenn sie sich sehr viel mehr als legitimes Kind der klassischen europäischen Philosophie wähnt. Die platonische Konstruktion eines Chorismos, der Kluft zwischen einer zeitlosen geistigen Ideenwelt und einer sinnlich erfahrbaren geschichtlichen Faktenwelt, etablierte zugleich die Überzeugung, wahre Erkenntnis habe sich von der sinnlichen (menschlichen) Wahrnehmung zu lösen, und Gültiges sei nur in der geistigen Schau zu erlangen. Diese Art des Philosophierens war und ist durchgängig gekennzeichnet durch den Gebrauch der Vernunft oder (in einer anderen, modernerer Ausdrucksweise) des logisch schlussfolgernden Verstandes (*ratio*). Implizite Prämisse dieses Arguments war jedoch lange Zeit, dass der Gebrauch der Vernunft und der Logik deshalb so sinnvoll ist, weil diese ein Geschenk Gottes seien. Die Erkenntnis, dass Vernunft und Logik selbst historisches Ergebnis menschlicher Weltbewältigung sind, hat sich erst in letzten Jahrzehnten mit dem Aufkommen des Pragmatismus verbreitet.

### 1.1.3 Absicherung mit Hilfe persönlicher Hellsichtigkeit

Im Kern ebenfalls religiös ist die dritte Methode zur Fundierung von Gültigkeit – nämlich der Hinweis auf eine dem/der individuellen Wissenschaftler/in eigene, besondere und gesteigerte *Hellsichtigkeit*. Validität wird in diesem Falle an die Person des Wissenschaftlers bzw. der Wissenschaftlerin gebunden bzw. an dessen/deren außerordentliche intellektuelle Kompetenz. Diese wird dann oft als Kunstfertigkeit entworfen, die folgerichtig in der Tradition des Geniegläubens, also der Vorstellung vom kreativen, Neues schaffenden Potential der Künstler, steht. Dieses besondere künstlerische Vermögen, Neues zu erkennen und Neues zu bilden, ist (auch dann, wenn es an profane kognitive Fähigkeiten gebunden wird) letztlich eine ‚Gabe Gottes‘ oder moderner: guter Gene.

### 1.1.4 Absicherung mit Hilfe empirischer Forschung

Mit dem Aufkommen des Empirismus im 16. Jahrhundert taucht ein neues und sehr langlebige Argument zur Begründung von Gültigkeit auf, das auf jede ‚göttliche‘ Hilfe oder Unterstützung verzichtet – die *Beobachtung*. Sie gilt seitdem vielen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen als der beste und sicherste Weg zur Erlangung gültiger Aussagen und Theorien. Vernunft ohne Sinnesdaten erscheint den Vertretern empirischer Forschung blind, nur die systematische Erkundung der inneren und äußeren Welt mit Hilfe menschlicher Sinne kann (so der Glaube) Licht ins Dunkel bringen. Allein gestellt auf sich selbst (da ja von einem höheren Wesen keine Aufklärung mehr erhofft werden kann), nutzen menschliche Forschende das, was der Gattung ‚Mensch‘ an Wahrnehmungsmöglichkeiten gegeben ist. Zusätzlich verfeinern und erweitern sie ihre Sinne mit einer Vielzahl von Medien: Manche dieser Medien erweitern die *Reichweite* der Sinne, andere erhöhen deren *Sensibilität*, andere vergrößerten deren *Speichervermögen* und wieder andere verstärken deren *Aufnahme-* und *Verarbeitungsgeschwindigkeit*. Diese systematische Ausdehnung des Sinnesapparates soll die Grenzen der beschränkten menschlichen Wahrnehmung (ein Stück weit) überschreiten und auf diese Weise gültiges Wissen erzeugen, das zu komplexen wissenschaftlichen Theorien verdichtet wird. Das Standardargument aller empirisch Forschenden lautet in etwa so: *Wissenschaftliche Aussagen sind gültig, weil sie dem Beobachteten entsprechen* – die Aussagen sind letztlich nichts anderes als verallgemeinerte Beobachtungen.

Schon sehr früh wurde diesem Anspruch (und dieser Hoffnung) des *Induktionismus* widersprochen. So machte Kant auf die unhintergehbare Selektivität des menschlichen Erkenntnisapparates aufmerksam, Marx (und später Mannheim) zeigten dessen Bindung an die eigene soziale Position und Freud zeigte, dass das, was wir für die Wirklichkeit halten, auch Ergebnis des individuellen Tribschicksals ist. Die massive Kritik an dem Induktionismus des Wiener Kreises erschütterte zu Beginn des 20. Jahrhunderts weiter die Gültigkeit empirischer Forschung. Ein Übriges leistete der Hinweis der zu dieser Zeit aufkommenden Sprachphilosophie, dass es sich bei wissenschaftlichen Erkenntnissen allein um sprachliche Äußerungen handele und nicht um geronnene Beobachtungsdaten und dass beides kategorial voneinander zu trennen sei. Weder die Aussagenlogik noch der Aufbau einer ‚idealen Sprache‘ (beides Versuche, die Empirie durch das Mittel der Vernunft zu ergänzen und zu verbessern) konnten die Gültigkeitslücke schließen. Stattdessen setzten viele Forschende (z. B.

Popper 1935, 2004; Reichenbach 1938) auf eine empirisch fundierte Intuition bei der *Entdeckung* („logic of discovery“) und eine streng empirisch-logisch vorgehende *Rechtfertigung* („logic of justification“). Am Beginn der Forschung steht der gute und kreative Einfall, der in der Psyche des/der Entdeckenden verankert ist und nicht zur Wissenschaft gehört, dann erst folgt die systematische wissenschaftliche Überprüfung und Begründung des Einfalls. Diese ‚Lösung‘ geht einher mit einer scharfen Trennung zwischen einer individuellen Logik – oder besser einer individuellen *Kunst* – der Entdeckung und einer systematischen Logik der Begründung. Auch heute noch ist in der *quantitativen* Sozialforschung ein beachtlicher Nachhall dieser Position vernehmbar.

Die neue qualitative/rekonstruktive Sozialforschung hat sich der Trennung von Entdeckungs- und Rechtfertigungszusammenhang von Beginn an vehement verweigert und stattdessen im Laufe der letzten vier Jahrzehnte neue Plausibilitäten sozialwissenschaftlichen Forschens (Methodologien und Methoden) entwickelt, erprobt und teilweise auch schon kanonisiert. Diese neuen Plausibilitäten sind selbst aus der Kritik klassischer Standards hervorgegangen, und die qualitative Forschung hat auch durch diese Kritik ihre Kontur und ihr Selbstverständnis gefunden. Dabei beanspruchte diese Art der Forschung, die in den Anfangsjahren mal ‚qualitative/rekonstruktive Forschung‘, mal ‚interpretatives Paradigma‘, mal ‚verstehende Sozialforschung‘ genannt wurde, stets für sich, die bislang von der Wissenschaft wenig beachteten oder sozial verhüllten Gegenstände (z. B. subjektive Perspektive, latente Muster oder die Hinterbühne von Organisationen) angemessen(er) ausleuchten zu können.

Der hier vorliegende Kurs wendet sich allein dieser Art der qualitativen, rekonstruktiven, interpretativen, verstehenden Forschung zu. Er will deren Geschichte darstellen, ihre Prämissen, ihre Besonderheiten, ihre Verfahren, ihre Möglichkeiten, ihre Reichweiten, aber auch ihre Probleme und ihren Grenzen ausloten.

## 1.2 Geschichte – Quellen – Gründerfiguren<sup>4</sup>

Die ersten Ansätze einer qualitativen Sozialforschung finden sich in Deutschland in den frühen 1970er Jahren. Bei dieser ‚qualitativen Sozialforschung‘ handelt es sich jedoch nicht um eine genuin deutsche Neuentwicklung, sondern um eine Wiederentdeckung bzw. einen Re-

---

<sup>4</sup> Die hier vorgetragene Einschätzung der Entwicklung der qualitativen Sozialforschung in Deutschland beruht nicht auf einer eigenen empirischen Untersuchung mit Fragebogen oder breit gestreuten Interviews. Auch resultiert sie nicht aus einer systematischen Sichtung der Literatur. Dies deshalb, weil es hierzu (noch) keine Literatur gibt – einige Forschung dazu ist zurzeit (Anfang 2015) in Gange (so z. B. die Projekte von Reiner Keller und Angelika Pofel sowie von Andrea Ploder). Meine Einschätzung beruht also im Wesentlichen auf meiner ‚Mitspielkompetenz‘ und meiner Kenntnis und Einschätzung dieses Feldes. Als Mitglied der zweiten Generation qualitativer Sozialforschung (ich war ab 1976 Mitarbeiter von Hans-Georg Soeffner in Essen, später in Hagen) habe ich das Auf und Ab der ‚Qualitativen‘ von Beginn an miterlebt. Meine Dissertation, welche die Entwicklung der objektiven Hermeneutik Oevermanns zum Thema hatte, wurde von Fritz Schütze und Hans-Georg Soeffner betreut. Später konnte ich dann auch (in kleinen Teilen) die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung selbst mitgestalten und dabei die Wandlungsprozesse an der eigenen Forschungspraxis und der der anderen Kollegen/innen miterleben. Die hier vorgetragene Einschätzung ist also im wahrsten Sinne des Wortes die Einschätzung eines Feldakteurs und nicht das Urteil eines Unbeteiligten. Die anderen Feldakteure werden möglicherweise manches oder vieles anders sehen.

Import aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatte sich in Deutschland im Anschluss an die Arbeiten von Georg Simmel und Max Weber eine eigenständige Tradition von verstehend orientierter Fallarbeit etabliert. Diese Tradition ist allerdings durch das Übergewicht der quantitativ orientierten Sozialforschung insbesondere nach dem Zweiten Weltkrieg verschüttet worden. In den USA wurde die verstehende Richtung der Sozialforschung in den 1930er Jahren insbesondere durch die Chicago-School gepflegt und weiter ausgebaut (vgl. auch Keller 2012a: 21ff.).

Die wichtigsten Methoden der Datenerhebung in dieser Chicago-Tradition waren einerseits die *teilnehmende Beobachtung* und das (journalistische) *Interview*. Eine weitere wesentliche Quelle für die US-amerikanische verstehende, also am *Sinn* orientierte Forschung war dann später die britische *Sozialanthropologie*, die eine eigene Kultur der *Ethnographie* herausbildete (Malinowski, Evens-Pritchard etc.), und die sich daran kritisch anschließende US-amerikanische *Kulturanthropologie*, die ebenfalls eine eigenständige Tradition der *Feldforschung* herausbildete (Geertz). Untersuchte die englische Tradition insbesondere kleinere abgeschlossene Ethnien und deren Kultur, so wandte sich die US-amerikanische Forschung stärker größeren, städtischen Einheiten zu, deren Kultur(en) keineswegs mehr abgeschlossen waren.

Clifford Geertz (1926-2006), einer der wesentlichen Protagonisten dieser neuen Orientierung der Sozialanthropologie, beschreibt später diese Neuausrichtung so. Sie bestand darin

*„[...] die systematische Untersuchung von Sinn, von Trägern von Sinn und von Verstehen von Sinn ganz ins Zentrum der Forschung und Analyse zu rücken: aus der Anthropologie oder jedenfalls der Kulturanthropologie eine hermeneutische Disziplin zu machen. [...] Zweifellos war ein großer Teil unseres Denkens ungeschickt und unterentwickelt. Jedenfalls war kaum etwas davon nicht von Streit gekennzeichnet. Doch der ‚Zug zum Sinn‘ (move towards meaning) hat sich als regelrechte Revolution erwiesen: durchgreifend, dauerhaft, turbulent und folgenreich.“ (Geertz 1997: 130f.)*

Die Besonderheit der frühen Tage der verstehenden Sozialforschung war wohl, dass sie vor allem aus den Methoden der Datenerhebung ihre Identität ableitete. Der methodisch kontrollierten Datenauswertung wurde in den USA zu dieser Zeit noch wenig Beachtung geschenkt – was ein Grund dafür ist, dass sich auch heute noch einige Ansätze als ‚qualitativ verstehen, wenn sie nur ‚qualitative Verfahren‘ der Datenerhebung verwenden.

Die qualitative Sozialforschung beschäftigte sich seit ihrer Wiederentdeckung in Deutschland vornehmlich mit den Verfahren der Datenauswertung. Ihren Aufstieg verdankt die qualitative Forschung in Deutschland sicherlich auch dem deutschen Wirtschaftswunder und dem damit einhergehenden, erstarkten Selbstbewusstsein – was (nicht nur) an den deutschen Universitäten dazu führte, etablierte Theorien und Arbeitsweisen in Frage zu stellen. Klassiker wie die Arbeiten von Marx und Freud, die in Deutschland lange Zeit nicht rezipiert wurden, erfuhren eine Neulektüre und Neugewichtung. Zudem schwamm die qualitative Sozialforschung im Fahrwasser der seit den 1950er Jahren aufblühenden Kulturwissenschaften (*cultural turn*): Der (einzelne) Mensch wurde (nicht nur in der Soziologie) nicht mehr nur als Arbeitskraft gesehen, als Motor, der Leistungen (= Arbeit) erbringt, sondern als Person,

die dann ‚bessere‘ Arbeit erbringt, wenn sie motiviert und kompetent ans Werk geht. Bedeutsam wurden so die kulturellen und psychischen Leistungen wie Aufmerksamkeit, Sinn, Wahrnehmung, Deutung, Gedächtnis und Kommunikation. Auch der Blick über den Atlantik und die dort sich damals langsam ausbreitende qualitative Forschung beflügelte die Hoffnung der deutschen Wissenschaftler/innen auf einen Neubeginn. Dazu kam ein verstärktes Interesse der Wissenschaft daran, nicht mehr nur die soziale Wirklichkeit unter vorhandene Theorien zu fassen, sondern auch Nicht-Passendes und Neues systematisch zu entdecken. Das generelle Ziel der Forschung war die Entdeckung des Neuen – nicht mehr die Beschreibung des Alten. Für viele war damit (in Deutschland) eine neue Ära ausgebrochen. Es herrschte Aufbruchsstimmung.

Die qualitative Sozialforschung war in Deutschland deshalb zu Beginn vor allem eine (Gegen-)Bewegung, eine Bewegung gegen eine Soziologie, welche den Handlungssinn ignorierte, die sich allerdings (wie alle Geistesströmungen) aus mehreren Quellen speiste. Zentral war, dass ihr von Beginn an ein (scheinbar) *kritischer Impuls* innewohnte: Man war (im Übrigen zu Unrecht – wie sich später herausstellte) gegen Popper und Parsons, oft auch gegen Durkheim, und man war für Marx, Freud, Weber und Simmel. Man war (natürlich) für Fortschritt und gegen Rückschritt.

Es ging anfangs nicht nur gegen eine den Sinn des menschlichen Handelns vernachlässigende und die Quantifizierung bevorzugende Wissenschaft, sondern auch gegen eine Wissenschaft als Beruf, die sich aller Wertung enthalten wollte.

Ein wichtiger Kristallisationspunkt dieser Debatte war der zweite<sup>5</sup> *Werturteilsstreit* Ende der 1960er Jahre (auch bekannt als *Positivismusstreit*), also die Debatte zwischen Popper, Adorno, Habermas, Dahrendorf und Albert (siehe Adorno et al. 1972) darüber, was die gesellschaftliche Aufgabe der Soziologie zu sein habe. Insbesondere die Vertreter der *kritischen Theorie* machten geltend, dass Wissenschaft immer schon von Herrschaftsinteressen in Gang gesetzt und von ihnen begleitet wird. Deshalb müsse man die Möglichkeit einer wertfreien Wissenschaft in Frage stellen und die Vorgehensweise der Wissenschaft und ihre Interessen immer mitreflektieren. Diese grundsätzliche Kritik an der Wissenschaft öffnete dann das Tor für weitere Kritik.

Ebenfalls inspiriert durch die kritische Theorie war die Forderung, Wissenschaft nicht mehr aus der Perspektive und im Interesse von Herrschaftsgruppen zu betreiben und auch nicht mehr aus der Perspektive eines ‚objektiven Geistes‘, für den nur Staaten, Organisationen und bestenfalls große Männer handelten, sondern aus der alltäglichen Perspektive und im Interesse der beherrschten Subjekte. Die starke Subjektorientierung, also die Konzentration auf das wollende und handelnde Subjekt und die damit einhergehende Vorstellung, das Subjekt sei der wahre und letzte Verursacher sozialen Handelns, zog den Blick der Forschung von den gesellschaftlichen Ordnungen ab und richtete ihn auf die Intentionen der Subjekte.

---

<sup>5</sup> In den ersten Werturteilsstreit waren vor allem Max Weber, der forderte, die Wissenschaft müsse sich aller wertenden Stellungnahme enthalten, Werner Sombart und Gustaf Schmoller Anfang des 20. Jahrhunderts verwickelt.

Von Alfred Schütz stammt die Formulierung, die für viele Sozialforscher/innen damals das Selbstverständnis und die Aufgabe der Soziologie am besten auf den Punkt brachte. Anknüpfend an den *methodologischen Individualismus* von Max Weber, der davon ausging, dass jedes Handeln von Institutionen aller Art letztlich von dem Handeln Einzelner vollzogen werden muss und dass sich damit alles scheinbar kollektive Handeln in individuelles Handeln auflöst, formulierte Schütz:

*„Worauf es uns ankommt, ist, dass Max Weber alle Arten sozialer Beziehungen und Gebilde, alle Kulturobjektivierungen und Regionen des objektiven Geistes auf das ursprüngliche Geschehenselement des sozialen verhandelten Verhaltens Einzelner zurückführt. Zwar behalten alle komplexen Phänomene der Sozialwelt ihren Sinn, aber dieser Sinn ist eben derjenige, den die in der Sozialwelt Handelnden mit ihren Handlungen verbinden.“ (Schütz 2004a: 85f.)*

Mit Blick auf die Konsequenzen dieser Position für die Sozialwissenschaft findet Schütz dann eine Formulierung, die vielen verstehenden Sozialwissenschaftler/innen (auch heute noch) als *grundlegendes Credo* gilt:

*„Nur das Handeln des Einzelnen und dessen gemeinter Sinngehalt ist verstehbar und nur in der Deutung des individuellen Handelns gewinnt die Sozialwissenschaft Zugang zur Deutung jener sozialen Beziehungen und Gebilde, die sich in dem Handeln der einzelnen Akteure der sozialen Welt konstituieren.“ (ebd.: 86)*

Mit diesem methodologischen Individualismus einher ging die Abwendung von der Untersuchung der großen politischen Entscheidungen hin zum *Alltag* menschlicher Subjekte, deren Sichtweisen, deren Interessen und deren Handlungen. Die Etablierung einer *Soziologie des Alltags* (Hammerich/Klein 1978) und die damit verbundene Neuausrichtung sozialwissenschaftlicher Forschung auf den *Alltag von Menschen* brachte diese Entwicklung für gut ein Jahrzehnt auf den Punkt.

Diese Neuausrichtung wurde damals auch begründet mit der soziologischen, dem amerikanischen Pragmatismus entstammenden, Erkenntnis von W.I. Thomas, dass die Menschen gegenüber den Dingen nicht danach handeln, wie die Dinge tatsächlich sind, sondern danach, was sie von den Dingen denken („If men define situations as real, they are real in their consequences“). Das *Thomas-Theorem*, das der subjektiven Wirklichkeit das Primat gegenüber der objektiven Wirklichkeit zugesteht, ist eine weitere ganz wesentliche Quelle der qualitativen Sozialforschung – ist doch damit nicht mehr die ‚harte‘ und unabhängige ‚Wirklichkeit‘ für das Handeln der Menschen bedeutsam, sondern immer nur die jeweilige subjektive Deutung der Wirklichkeit durch die handelnden Menschen. Will man also das Handeln der Menschen verstehen, kommt es nicht (mehr) darauf an, die jeweilige Welt objektiv zu beschreiben, sondern mit geeigneten Methoden zu ermitteln, was die jeweils Handelnden von dieser Welt dachten, was sie für wirklich hielten, weil nur das für sie relevant war.

Einen großen Einfluss auf die qualitative Sozialforschung hatte die in den frühen 1970er Jahren aufkommende *Semiotik* – und hier vor allem die Arbeiten von Eco, Resnikov und Peirce. Die Semiotik machte nämlich deutlich, dass sich Menschen nicht nur beim Sprechen bestimmter Zeichen bedienen, sondern dass Menschen auch ihr gesamtes nichtsprachliches

Ausdrucksverhalten zeichenhaft gestalten müssen, wollen sie verstanden werden. Damit war jede Art menschlichen Handelns semiotisiert und somit interpretierbar geworden.

Eine weitere wichtige Quelle waren auch die Diskussionen über die Grundlagen und Praktiken der *Hermeneutik und Poetik* (Jauß, Iser, Koselleck u.a.), wie sie in der Literatur- und der Geschichtswissenschaft und der Philosophie vor allem an der Universität Konstanz geführt wurden. Diese Diskussionen machten deutlich, dass die Operation des Verstehens für jede Art des sozialen Miteinanders grundlegend ist und dass die Sozialwissenschaft sich ebenfalls wie selbstverständlich ihrer bedient bzw. dass sie sich ihrer bedienen muss.

Bedeutsame Quellen waren auch die *Sprechakttheorie* (Austin, Searle), die *Sprachgebrauchstheorie* (Wittgenstein) und die *linguistische Pragmatik* (Wunderlich, Maas), die klar machten, dass Sprechen immer auch symbolisches Handeln (Mead) ist und dass man sprachliches Handeln mithin als Teil sozialen Handelns verstehen und auch so behandeln kann und muss. Sprechen war folglich kommunikatives Handeln und demnach nicht nur Informationsübertragung, sondern immer auch Handeln mit Folgen.

Weitere wichtige Quellen, welche die qualitative Sozialforschung stark beeinflussten, waren der amerikanische *Pragmatismus* (Mead, Peirce, Dewey) und davon beeinflusst der *symbolische Interaktionismus* (Blumer, Strauss) und die *Ethnomethodologie* (Garfinkel), verbunden mit der *ethnomethodologischen Konversationsanalyse* (Sacks). Parallel und manchmal in Konkurrenz dazu gestalteten die *phänomenologische Soziologie* (Schütz) und der von ihr stark beeinflusste *Sozialkonstruktivismus* (Berger und Luckmann) die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung wesentlich mit.

So unterschiedlich diese einzelnen Ursprünge, Ansätze und Strömungen auch waren, so war ihnen doch gemeinsam

- a) die *Fokussierung auf die einzelnen Menschen im Alltag* und deren *subjektive Wirklichkeit* und damit die Abkehr von der Steuerungsperspektive der Herrschenden,
- b) das Interesse für Mikro- oder Nanoprozesse der *interaktiven Schaffung sozialer Ordnung*,
- c) die Ausrichtung auf den *Sinn von Handlungen* aus der Perspektive der Handelnden,
- d) die Betrachtung *kommunikativen Handelns* als Mittel und Ort der Konstruktion sozialer Wirklichkeit und
- e) das Bestreben, aufgrund der Berücksichtigung all dieser Dinge *näher an die Wirklichkeit heranzukommen*, also das Handeln der Menschen wirklich verstehend erklären zu können.

Neben den oben genannten direkt erkennbaren Einflüssen gibt es andere, weiter zurückreichende, die indirekt auf die Entstehung und Entwicklung der qualitativen Sozialforschung Einfluss nahmen: Das ist zum einen die *Psychoanalyse* mit ihrer Betonung der durchgehenden Sinnhaftigkeit menschlichen Handelns, dann ist es der *Marxismus* mit dem Hinweis auf die Interessengeleitetheit von Handeln und sicherlich ist es auch der *Darwinismus* mit der Entdeckung, dass Leben immer ein aktives, handelndes Einpassen in eine spezifische Umwelt darstellt.

Gewiss kann man auch darüber hinaus weitere Quellflüsse der qualitativen Sozialforschung finden – bis hin zur antiken Philosophie. Doch das führt nicht wirklich weiter. Interessanter ist es m. E. jedoch, nach den relevanten Gründerfiguren bzw. den Orten, an denen sie wirkten, Ausschau zu halten, da diese nicht nur wesentlich daran beteiligt waren, die qualitative Sozialforschung zu reimportieren, sondern auch heute noch für bestimmte Schulen und Denkrichtungen innerhalb der qualitativen Sozialforschung stehen.

Die qualitative Sozialforschung wurde etwa zeitgleich in *Bielefeld*, *Frankfurt am Main*, *Konstanz* und in *Essen* wieder entdeckt – wenn auch mit Bezug auf andere Theoretiker und andere Theorien, was dazu führte, dass sich in Deutschland unterschiedliche Schulen entwickelten<sup>6</sup>. Allerdings glichen sich diese in Maßen aneinander an – einfach weil die Protagonisten der Ansätze immer im Gespräch miteinander blieben und es zu zahlreichen (auch personellen) Kooperationen kam.

In *Bielefeld* waren Anfang der 1970er Jahre vor allem Fritz Schütze, Joachim Matthes, Werner Meinefeld und Ansgar Weymann, später auch Gerhard Riemann für diese Entwicklung verantwortlich<sup>7</sup>. Schütze und Riemann, die beide an Anselm Strauss' Forschungskolloquien in San Francisco teilgenommen hatten, importierten die Arbeitsweise des *forschenden Lernens* von Strauss nach Bielefeld. Die *Bielefelder* Ausprägung der qualitativen Forschung, die anfangs sehr stark *sprachsoziologisch* (Kjolseth/Sack 1971) ausgerichtet war, stützte sich jedoch später bei ihrer Forschungsstrategie vornehmlich auf die *Grounded Theory* von Glaser/Strauss – aber auch auf den *symbolischen Interaktionismus* (Blumer). Durchdrungen waren diese Konzepte vom amerikanischen Pragmatismus. Sie verstanden Sozialforschung im Wesentlichen als kommunikativen Prozess und legten deshalb auch die Forschungskommunikation (Kommunikation mit den Beforschten *und* Kommunikation unter den Forschenden) als methodisch zu kontrollierendes Fremdverstehen an (vgl. ausführlich Schütze et al. 1973). Das *narrative Interview* galt als Königsweg zur Erhebung des subjektiven Sinns und der Biographie eines Menschen. Die sich daran anschließende *Narrationsanalyse* galt als das beste Mittel zur Entdeckung des subjektiven Sinns (siehe hierzu Kap. 5.2).

Joachim Matthes, einer der zentralen Wegbereiter der Biographieforschung, ging 1977 von Bielefeld nach *Erlangen*, wo er u.a. mit Ralf Bohnsack, Manfred Stosberg, und Regine Gildemeister, später auch mit Ulrike Nagel eine an der Wissenssoziologie Karl Mannheims ausgerichtete qualitative Sozialforschung entwickelte.

In *Frankfurt am Main* waren es vor allem Alfred Lorenzer und Ulrich Oevermann, welche sich ebenfalls Mitte der 1970er Jahre für eine neue Form von Wissenschaft und neue Forschungsmethoden stark machten. Sie bezogen sich bei ihren Arbeiten vor allem auf die

<sup>6</sup> Die nun folgende Kurzbeschreibung ist keineswegs ein Versuch, systematisch die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung zu rekonstruieren und alle Beteiligten zu benennen. Eine solche Aufarbeitung steht noch aus. Meine Kurzbeschreibung beruht auf persönlichen Erinnerungen und kann deshalb nur die Linien, Entwicklungen und Personen benennen, die mir erinnerlich sind.

<sup>7</sup> Zur Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen gehörten Joachim Matthes, Werner Meinefeld, Werner Springer, Ansgar Weymann und später auch Ralf Bohnsack.

*Kritische Theorie* (Adorno, Habermas), die *Transzendentalphilosophie* (Apel) und die *Psychoanalyse* (Freud). Allerdings waren die Ziele von Lorenzer und Oevermann von Beginn an diametral entgegengesetzt.

Alfred Lorenzer ging es bei der *tiefenhermeneutischen* Interpretation von Daten um *szenisches Verstehen* und dabei vor allem um die *Nutzung der Subjektivität* des/der Forscher/in (vgl. Lorenzer 1973, 1986) zur Generierung von Lesarten des zu Verstehenden – eine Zielstellung, die später von Thomas Leithäuser (Bremen), Heiner Legewie (Berlin), Franz Breuer (Münster), Katja Mruck und Günter Mey (Berlin), auch mit dem Hinweis auf die Arbeiten von Georges Devereux und Maya Nadig, weitergeführt wurde. Die *Tiefenhermeneutik* sollte die subjektiven emotionalen Reaktionen der Teilnehmer/innen der Interpretationsgruppe bewusst als Erkenntnismittel nutzen, um an die tiefer liegenden Motive der Untersuchten herankommen zu können.

Ulrich Oevermann ging es dagegen um die prinzipielle Überwindung der Perspektivengefangenheit, also um die Überwindung der Subjektivität des Einzelnen. Sein Ziel war eine *objektive Deutung des Sozialen im Subjektiven* und damit die Entwicklung einer *objektiven* oder *strukturalen Hermeneutik* (vgl. Oevermann et al. 1979). Die Interpretationsgruppe sollte die Austreibung der Subjektivität ermöglichen, um so die richtige und objektive Interpretation zu finden. Dabei galt für Oevermann, dass jedes Gesellschaftsmitglied, das während der Sozialisation die Regeln der *Bedeutungsproduktion* erlernt hat, auch in der Lage ist, *regelgerecht* die Bedeutung zu *rekonstruieren*.

In *Konstanz* waren es vor allem Thomas Luckmann und Jörg Bergmann, welche Mitte der 1970er Jahre verstehende Methoden bei der Datenanalyse einführten. Thomas Luckmann brachte als Schüler von Alfred Schütz dessen phänomenologische Methode (*Epoché*) und dessen Verständnis von Soziologie mit nach Deutschland – was später zur Entwicklung der *Gattungsanalyse* führte. Jörg Bergmann<sup>8</sup> hatte an der UCLA bei Emanuel Schegloff, Gail Jefferson, Anita Pomerantz und Michael Moerman deren Variante der *ethnomethodologischen Konversationsanalyse* kennengelernt und von dort nach Konstanz importiert<sup>9</sup>. Bei den *Konstanzern* dienten also vor allem die *Ethnomethodologie* (Garfinkel), die Konversationsanalyse (Sacks) und auch die phänomenologische Theorietradition von Alfred Schütz zur Rechtfertigung ihrer Praxis der verstehenden Sozialforschung.

---

8 Neben dieser Konstanzer Tradition gab es noch eine weitere um Richard Grathoff und Bruno Hildenbrand (dort hatte auch Gabriele Rosenthal studiert). Grathoff hatte im Jahr 1975 Anselm Strauss nach Konstanz eingeladen, und Strauss führte die deutschen Forscher in seine Art des forschenden Lernens ein. Insofern hat die Strauss'sche Art der Forschungswerkstatt auch in der Konstanzer Tradition ihre Spuren hinterlassen. Allerdings ging Grathoff später nach Bielefeld, wo er auf die Gruppe um Fritz Schütze traf, die sich ebenfalls von Strauss hatte inspirieren lassen. Auch Ralf Bohnsack, der anfangs in Bielefeld studierte, verdankt seine Erfahrungen mit interpretativen Methoden einem Forschungsaufenthalt in San Francisco bei Anselm Strauss. Bruno Hildenbrand arbeitete ab 1984 im Arbeitsbereich von Oevermann und nahm dort zentrale Ideen der Objektiven Hermeneutik auf. Auch Gabriele Rosenthal, die aus Konstanz kommend ab 1986 in Bielefeld arbeitete, nahm später Leitideen der Objektiven Hermeneutik auf.

9 Etwa zeitgleich mit Jörg Bergmann war Thomas Eberle aus St. Gallen in Santa Barbara/USA. Er orientierte sich allerdings mehr an Garfinkel und Goffman und beeinflusste später (zusammen mit Christoph Maeder) maßgeblich und nachhaltig die Schweizer Tradition der qualitativen Sozialforschung.

In *Essen* (und später in *Hagen*) war es vor allem Hans-Georg Soeffner, der beeinflusst von der Kommunikationstheorie Gerold Ungeheuers, der damals blühenden Semiotik (Peirce, Eco) und Sprachpragmatik (Searle, Wunderlich) in der Mitte der 1970er Jahre aus geistes- und literaturwissenschaftlicher Sicht neue und alte Methoden der Datenerhebung und der *hermeneutischen* Datenauswertung (Gadamer, Dilthey) erprobte. Eine von Soeffner im Jahr 1977 in *Essen* organisierte Tagung sorgte schon früh für den Erfahrungsaustausch zwischen den einzelnen Ansätzen qualitativer Sozialforschung (Soeffner 1979). In *Essen* selbst kam es zu einer Integration phänomenologischer (Schütz) und interaktionistischer (Mead) Positionen und zu der Entwicklung einer wissenssoziologischen Hermeneutik (Soeffner 1989; Hitzler et al. 1999; Schröder 1994; ausführlich Soeffner 2004a).

In den ersten Jahrzehnten war die qualitative Sozialforschung von den Konzepten und Arbeitsweisen dieser Gründerfiguren maßgeblich beeinflusst und jede Variante ließ sich (theoretisch wie personal) auf eine dieser Linien zurückführen. Erst sehr viel später, nämlich in den 1990er Jahren kamen weitere Einflüsse hinzu. Insbesondere die Rezeption der französischen Soziologie, und hier vor allem die Rezeption der Arbeiten von Bourdieu, Foucault und Latour, sorgten mit der daraus resultierenden Entwicklung der (wissenssoziologischen) Diskursanalyse (Keller 2004) und der praxistheoretisch begründeten Forschung für eine weitere gravierende Differenzierung und Bereicherung der qualitativen Sozialforschung.

Allerdings gab es – betrachtet man die Entwicklung aus größerer Entfernung – insgesamt nur zwei Traditionslinien, die im Laufe der Jahre ineinanderflossen und das hervorbrachten, was heute ‚qualitative Sozialforschung‘ heißt: einerseits die amerikanische pragmatistische Tradition, die zentral von Anselm Strauss<sup>10</sup> und dessen Variante der Grounded Theory verkörpert wurde, andererseits eine deutsche geisteswissenschaftliche Tradition, die in der Entwicklung und Anwendung von Hermeneutiken ihren deutlichsten Ausdruck fand.

Wie bereits oben gesagt, bestand die Besonderheit des *amerikanischen* Weges darin, sich vor allem auf die Methoden der Datenerhebung zu konzentrieren, während man sich bei der Datenanalyse eher auf die in den Vereinigten Staaten entwickelten Verfahren der Inhaltsanalyse stützte. Trotz aller Abgrenzungsversuche ist diese Orientierung an der Inhaltsanalyse (Berelson/Lazarsfeld 1948) sehr deutlich an dem Kodierparadigma von Anselm Strauss erkennbar (siehe dazu Kapitel 5.5) und obwohl auch für das Kodieren eine Hermeneutik unerlässlich ist, ist das Kodieren von Daten etwas grundsätzlich anderes als das hermeneutische Ausdeuten von Daten. Die Besonderheit des *deutschen* Weges der Verstehenden bestand darin, dass sie sich (in Auseinandersetzung mit Dilthey, Gadamer, Marx und Freud) vor allem auf die Entwicklung von Methoden der *Datenauswertung* und hier auf die Entwicklung einer Gültigkeit sichernden Hermeneutik konzentrierten.

Gravierender als diese unterschiedliche Orientierung (Kodieren vs. Hermeneutik) waren die mit diesen Verfahren verbundenen, sehr unterschiedlichen Weltansichten, welche sich auch

---

10 Den Einfluss von Anselm Strauss als Person kann man kaum überschätzen – zum einen, weil viele der frühen ‚Qualitativen‘ bei ihm in San Francisco seinen Forschungsstil kennenlernten und dann in Deutschland weiterführten (so Fritz Schütze, Gerd Riemann, Ralf Bohnsack, Bruno Hildenbrand und Hans-Georg Soeffner), sondern auch, weil Strauss wiederholt Deutschland besuchte und dort mit den verschiedenen Gruppen der qualitativ Forschenden seine Erfahrungen austauschte und seinen Forschungsstil verbreitete.

heute noch deutlich bemerkbar machen, denn für die Hermeneutik ist eine *Zweiteilung* der Welt grundlegend, während der amerikanische Pragmatismus nur von *einer* Welt ausgeht.

Die Hermeneutik baut(e) (wie auch der Platonismus und das Christentum) auf einer grundlegenden Prämisse auf: Demnach zeigt sich die Wirklichkeit gerade nicht so, wie sie ist, sondern sie muss hinter dem Augenscheinlichen, hinter der Oberfläche erst gesucht werden. Die ‚wirkliche‘, tiefere Welt ist prinzipiell verhüllt. Die Zweiteilung der Welt lautet für die Hermeneutik so: Hier an der Oberfläche die diesseitige, sichtbare und unwesentliche Welt, dort im Untergrund die jenseitige, unsichtbare, wesentliche Welt. An dieser Aufteilung zeigt sich, wie sehr die Zweiteilung der Welt im europäischen und insbesondere im christlichen Denken (hier das unwichtige Diesseits – dort das wesentliche Jenseits) verwurzelt ist.

Die (auch) für die Hermeneutik konstitutive Unterstellung von der zweigeteilten Welt galt selbstverständlich und fraglos für die Generationen, die von der christlichen Religion, dem Marxismus, der Psychoanalyse und auch dem Strukturalismus wesentlich geprägt waren. In all diesen Denktraditionen gibt es nämlich eine Oberfläche und eine dahinter liegende ‚wirklichere‘ Welt: die Marionetten auf der Vorderbühne und die Fadenzieher im Hintergrund, die sichtbare Welt des Scheins und die steuernde Realität der Strukturen. Die bei vielen Sozialwissenschaftler/innen daraus erwachsene Haltung des generellen Verdachts unterstellt, dass das Sichtbare nicht das Wirkliche bzw. nicht das wirklich Interessante sei. Hermeneutik war das Mittel, von der Oberfläche zum Kern zu gelangen, von der Fassade zur inneren Struktur des Baus, von der Ideologie zur Wahrheit, von der Verblendung zur Einsicht, von der sichtbaren Vielfalt der Erscheinungen zu der diese Erscheinungen *restlos* bedingenden Ordnung im Untergrund.

Mit der durch die Aufklärung angestoßenen Erosion des christlichen Denkens erodierte auch die von diesem Denken geschaffene Welt und die Zweiteilung in Oberfläche und Tiefe. Die Welt wurde auch für die Wissenschaft flacher. Sie verlor an Tiefe bzw. die Tiefe wurde ihr speziell im US-amerikanischen Pragmatismus zunehmend abgesprochen. Somit hat sich auch der Verdacht von der generellen Doppelbödigkeit im amerikanischen Pragmatismus erledigt. Die Welt ist nicht (mehr) zweigeteilt; sie ist allein das, was den Sinnen zugänglich ist. Das, was ist, zeigt sich an und in ihrer facettenreichen Oberfläche. Das Faszinierende ist nicht mehr die Tiefe der Welt, sondern ihre *Vielfalt*. Diese gilt es zu erkennen und zu vermessen. Die Zweiteilung der Welt ist einer Zersplitterung der Welt in Besonderheiten gewichen – die Zentralperspektive und die Suche nach der *einen* Ordnung ist verloren, stattdessen fasziniert die Vielfalt der Dinge, und der Blick bleibt an den einzelnen Erscheinungen hängen und sucht nach weiteren Besonderheiten: das Blicken erschöpft sich im Anblicken und nicht im Durchblicken.

Wird die deutsche Hermeneutik durch die Losung „jedes Details eines Textes ist Teil der Ordnung; es gibt im Text nichts ohne Bedeutung“<sup>11</sup> auf den Punkt gebracht, so lässt sich

---

11 Eine sehr pointierte Formulierung dieser Haltung stammt von Harvey Sacks, der, ohne allerdings die Hermeneutik zu meinen, folgende Hoffnung/Behauptung veröffentlichte: "Order at all points" (Sacks 1984: 21f.). Ordnung ist an jeder Stelle des Handelns (siehe auch Kap. 2.2.2.). Nun kann man mit Recht dagegen halten, dass Harvey Sacks kein deutscher Hermeneut gewesen ist, sondern ein US-amerikanischer Konversationsanalytiker – und deshalb ein schlechter Kronzeuge für die These von der Zweiteilung der Welt. Das ist zweifellos richtig. Aber: Über seinen Lehrer Garfinkel

der amerikanische Pragmatismus und die damit verbundene Weltsicht durch folgende Geschichte pointiert darstellen: Ein Weiser aus Asien malte für seine Schüler eine krakelige Figur an die Tafel und fragte, was dies denn sei. Nachdem die Schüler auf einen nicht gelungenen Kreis, eine verunglückte Ellipse und Ähnliches getippt hatten, verkündete der Weise: „Was immer es ist, es ist perfekt!“. Die Welt ist – so die Botschaft dieser Geschichte – also so, wie sie ist: Es gibt keine ordnende Tiefenstruktur, es gibt nur Vielfalt.

Soweit erst einmal die theoretischen Quellen, die anfangs den Weg der qualitativen Sozialforschung maßgeblich beeinflussten. Wer sich dagegen noch einmal die ‚Stimmung‘, die in den frühen Tagen innerhalb der qualitativen Sozialforschung vorherrschte, vergegenwärtigen will, der sollte die Bücher und Artikel lesen, die ‚man‘ damals als ‚Qualitative/r‘ gelesen haben musste, da sie die Texte und Positionen beinhalteten, die diskussionsleitend waren und damit das Feld der verstehenden Sozialforschung eröffneten, aber auch begrenzten. Dies waren vor allem folgende *Monographien*: Glaser/Strauss (1967), Habermas (1968, 1970), Cicourel (1970), Goffman (1971), Adorno (1972), Mead (1973), Laing (1973)<sup>12</sup>, Schütz (1972f, 1974), Strauss (1974) und natürlich das Buch, dessen Bedeutung für die deutsche Entwicklung kaum zu überschätzen ist: Berger/Luckmann (1969).

Erste wichtige *Textsammlungen* (anfangs mit den Texten aus Übersee, später auch mit Texten deutscher Autoren/innen), welche einzelne Methoden vorstellten und diskutierten, waren: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973, 1976), Steinert (1973), Weingarten et al. (1976), Auwärter et al. (1976), Gerdes (1979), Hopf/Weingarten (1979), Soeffner (1979), Heinze et al. (1980), Matthes et al. (1981), Garz/Kraimer (1983) und Zedler/Moser (1983).

Eine erste stilbildende *Systematisierung des Feldes* legten Lüders/Reichertz (1986) vor und mit der Veröffentlichung von Lamneck (1988, der ersten systematischen *Einführung* in die qualitative Sozialforschung, der dann viele weitere folgen sollten) zeigte sich, dass diese Art der Forschung in der Mitte der *scientific community* angekommen und damit ein neuer und akzeptierter Teil sozialwissenschaftlicher Forschung geworden war.

### 1.3 Der Erfolg der qualitativen Sozialforschung

Ohne Zweifel ist qualitative Sozialforschung nicht nur in Deutschland erfolgreich, sondern auch in den USA, Großbritannien, Lateinamerika, Afrika und Asien (Flick 2005; Knoblauch et al. 2005). Qualitative Forschung ist mittlerweile nicht mehr nur in den Zentren von großer Bedeutung, sondern auch in der Peripherie (Hsiung 2012, auch Mruck et al. 2005) – qualitative Forschung ist somit global (Alasuutari 2004). Auch im *deutschsprachigen* Raum sind

---

war Sacks ideengeschichtlich mit Parsons verbunden und dieser hatte über die Aneignung von Freud und Weber die These von der Zweiteilung der Welt durchaus übernommen. Amerikanisch (und damit nicht wirklich hermeneutisch) ist an der Position von Sacks, dass die zu findende Ordnung nicht in einer anderen Wirklichkeit angesiedelt ist, sondern in der offensichtlichen – man muss jedoch sehr, sehr genau hinschauen, also in den Mikro- oder Nanobereich, will man sie entdecken.

12 Die Arbeiten von Ronald D. Laing, der wissenschaftlich wie literarisch den amerikanischen Interaktionismus mit dem französischen Existentialismus verband, übten damals einen erheblichen Einfluss aus. Es wäre eine eigene Arbeit wert, den Einfluss von Ronald D. Laing auf die qualitative Sozialforschung zu rekonstruieren.

die Forscher/innen, die bei ihrer Arbeit qualitative Methoden verwenden, recht *erfolgreich* – unabhängig davon, ob sie sich als Vertreter/innen einer interpretativen, rekonstruktiven oder qualitativen Sozialforschung verstehen (vgl. auch Hitzler/Knoblauch 2013)<sup>13</sup>.

Allerdings gilt dieser Befund *nicht* für jedes Fach in gleichem Maße: Für die Soziologie und die Pädagogik gilt er mehr, für die Psychologie, die Politikwissenschaft, die Kommunikationswissenschaft, die Medienwissenschaft und die Textwissenschaften (Germanistik, Anglistik, Romanistik, Philosophie, Theologie) gilt er teils erheblich weniger.

Dennoch: auch wenn in der Mehrzahl der kulturwissenschaftlichen Fächer die qualitative Forschung immer noch mehr als Aschenputtel denn als Prinzessin behandelt wird, ist sie in Deutschland *normal* geworden. Sie hat sich sogar recht stark *institutionalisiert*, bedenkt man, dass die deutsche qualitative Sozialforschung sich vor etwa 40 Jahren erstmals wieder (als Reimport aus den USA) bemerkbar machte – und nur über die *deutsche* qualitative Sozialforschung möchte ich im Weiteren schreiben.

Innerhalb der Soziologie haben die qualitativen Methoden in den Sektion ‚Wissenssoziologie‘ (früher: ‚Sprachsoziologie‘ und ‚Biographieforschung‘) seit Jahren einen festen Platz. Seit 2003 gibt es auch die ‚Methoden der qualitativen Forschung‘ als Sektion. In der Politikwissenschaft und in der Kommunikationswissenschaft existieren in den Fachgesellschaften (meist kleine) ad-hoc-Gruppen, die versuchen, die qualitativen Methoden in ihren Fächern salonfähig zu machen. In diversen Methodenausbildungen (explizit in der Soziologie) bilden qualitative Methoden einen selbstverständlichen Teil, der auch zum Prüfungswissen zählt.

Berücksichtigt man nur die in den *letzten Jahren* publizierten Bücher (zu der klassischen Literatur der ‚Qualitativen‘ siehe auch Lüders/Reichertz 1986),

- so finden sich an allgemeinen, eher einen *Überblick* gebenden Einführungen vor allem: Flick et al. (2005, der Klassiker, mittlerweile in der 10. Auflage, der im Jahr 2004 auf Englisch bei Sage erschienen ist).
- Bohnsack et al. (2003) liefern einen gelungenen Überblick über alle *wichtigen Begriffe*,
- während Flick (2003, 2007), Brüsemeister (2000), Bohnsack (2008), Forschauer/Lueger (2009), Lueger (2010), Lamneck (2010), Pryborski/Wohlrab-Sahr (2014), Rosenthal (2005), Kleemann et al. (2013) und Strübing (2013) gute Einführungen in *Arbeitsweisen* und Methoden der ‚Qualitativen‘ geben.
- Hitzler/Honer (1997) und König/Zedler (2002) versammeln *Originalbeiträge* zu den einzelnen Verfahren,

---

<sup>13</sup> Zugegebenermaßen ist das eine Mainstream-Einschätzung. Für manche neuen Sozialforscher/innen ist schon die Debatte über qualitativ oder quantitativ aus der Steinzeit – so für eine politische Aktionsforschung, welche die Ermächtigung der bislang Entmächtigten mit Hilfe der Wissenschaft anstrebt. Die Differenz zwischen qualitativer und quantitativer Forschung erscheint ihr eine längst überholte zu sein und die Debatte nur eine Scheindebatte – wichtig ist der Aktionsforschung nicht, mit welchen Methoden Daten erhoben oder ausgewertet werden, sondern allein, ob Wissenschaft sozialen Wandel herbeiführt oder nicht. Stellvertretend für diese Position formuliert Bassi Follari: “I argue that the only relevant distinction is between research projects – not between methods – either aimed at social change or its obstruction” (Bassi Follari 2014: Summary).

- während Strübing/Schnettler (2004) eine verdienstvolle Zusammenstellung *klassischer Texte* zu den Wurzeln der qualitativen Sozialforschung geschaffen haben.
- Mit Schlücker (2008) und Mey/Mruck (2014) liegen lesenswerte Bücher vor, welche die verschiedenen Positionen und *Diskussionen* qualitativer Forschung beschreiben und gewichten.
- Einen guten Einblick in die *Geschichte* des interpretativen Paradigmas findet sich bei Keller (2012a).

Während es keine Bücher gibt, die ausdrücklich in die qualitativen Methoden der *Soziologie* einführen, gibt es gleich drei (gute), die explizit auf die *Psychologie* ausgerichtet sind: Breuer (1996), Mey (2005) und Jüttemann/Thomae (1999). Besonders komfortabel ist die Situation in der *Pädagogik*: hier liegen, rechnet man die Sozialarbeit mit, einige hilfreiche Einführungen vor: Combe et al. (1999), Friebertshäuser et al. (2013), Jakob/Wensierski (1997), Krüger/Marotzki (1999), Schweppe (2003). Für die *Politikwissenschaft* lässt sich momentan eine spezifische Einführung finden (Franke/Roos 2013), während in der *Kommunikationswissenschaft* mit Wagner et al. (2008) und Meyen et al. (2011) zumindest zwei Versuche vorhanden sind<sup>14</sup>, Methodik und Fachbesonderheit aufeinander zu beziehen. Wenn man gewillt ist, die *Medienforschung* zur Kommunikationswissenschaft zu zählen, dann lassen sich hier noch zwei Bücher nennen: Mikos/Wegener (2005, grundlegend und breit angelegt) und Ayaß/Bergmann (2006, eher enger). In dieses Umfeld gehören auch die Arbeiten im Rahmen der *Cultural Studies* wie z. B. Hepp/Winter (2006). Erwähnenswert sind noch die Einführungen in die qualitativen Methoden in den *Gesundheits- und Pflegewissenschaften* (Schaeffer/Müller-Mundt 2002; Detka 2014), die *Evaluationsforschung* (Flick 2006), die *Organisationsforschung* (Kühl/Strodtholz 2002) und die *Religionspädagogik* (Ziebetz et al. 2003).

Zu dem publizistischen Erfolg<sup>15</sup> der ‚Qualitativen‘ gehört auch der Erfolg der *Buchreihen* ‚Biographie und Gesellschaft‘ (Herausgeber: Martin Kohli, Werner Fuchs, Fritz Schütze), ‚Interaktion und Lebenslauf‘ (Herausgeber: Christa Hoffmann-Riem, Rainer Kokemohr, Winfried Marotzki, Jochen Rehbein, Wolf-Dieter Stempel) und ‚Qualitative Sozialforschung‘ (Herausgeber: Ralf Bohnsack, Christian Lüders, Jo Reichertz, seit 2006 auch Uwe Flick). In der zuletzt genannten und neusten Buchreihe erscheinen zwar auch grundlagentheoretische Arbeiten, ansonsten aber werden überwiegend einzelne Verfahren der qualitativen Sozialforschung in Originalbeiträgen vorgestellt.

14 Wie sehr die *Kommunikationswissenschaft* noch an den quantitativen Verfahren hängt, dokumentiert sehr gut das Buch von Wirth et al. (2006), aber auch der Umstand, dass sich Einführungen in qualitative Verfahren in der Kommunikationswissenschaft vor allem auf qualitative *Daten* beziehen und nicht auf qualitative Auswertungsverfahren (z. B. Wagner 2008).

15 Den auch kommerziellen Erfolg der ‚Qualitativen‘ erkennt man daran, dass sich Bücher zu qualitativen Methoden sehr gut verkaufen – als Herausgeber einer sehr erfolgreichen Reihe zur Qualitativen Sozialforschung weiß ich das und könnte es auch mit den Verkaufszahlen belegen. Einführungen in die qualitative Sozialforschung gehen wie warme Semmel über die Theke – sie dürfen sogar etwas teurer sein. Gleiches gilt für Einführungen in bestimmte Verfahren – allerdings müssen diese deutlich preisgünstiger sein. Seltsamerweise sagt die Güte und Anzahl von fachzentrierten Einführungen in qualitative Verfahren nichts oder wenig über die Akzeptanz der ‚Qualitativen‘ in dem jeweiligen Fach aus.

Zudem gehört zu dieser Art Erfolg auch die Gründung einer Reihe von *Fachzeitschriften und Journalen* wie BIOS, sozialersinn, Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Zeitschrift für Qualitative Forschung, Soziale Interaktion, Zeitschrift für theoretische Soziologie (ZTS) und Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS – Jetzt: ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung). Auch wenn die große Zeit der gedruckten Fachzeitschriften und Journale vorbei zu sein scheint, spricht doch die Anzahl der Neugründungen für sich.

Auch *virtuell* sind die ‚Qualitativen‘ auf dem Markt der *Fachjournale* erfolgreich. Beispielhaft hierfür die Erfolgsgeschichte vom *Forum Qualitative Sozialforschung* (FQS). Im Jahr 2000 auf Initiative von Katja Mruck online an den Start gegangen, stellte sich für dieses fachübergreifende und schulenunabhängige, in Englisch, Spanisch und Deutsch erscheinende Publikationsmedium (mit Peer Review) schnell eine breite Akzeptanz und Nachfrage ein. Heute ist FQS *das* deutsche sozialwissenschaftliche Online-Journal mit dem größten Ansehen, das auch weltweit zur Kenntnis genommen wird und lange auch von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert wurde. Dem FQS kommt – neben den Arbeiten von Uwe Flick (Flick 2005, 2013; Flick et al. 2004) – das Verdienst zu, die deutsche qualitative Sozialforschung auch im Ausland anschlussfähig gemacht zu haben – ganz zu schweigen von dem Verdienst, die Methodendebatte koordiniert und für neue Felder und Fragestellungen geöffnet zu haben.

FQS kooperiert mit der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und deren Sektionen ‚Wissenssoziologie‘ und ‚Methoden der Qualitativen Sozialforschung‘ und dem Zentrum für Umfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) Mannheim, treibt die Open Access Bewegung an, betreibt eine virtuelle NetzWerkstatt (= den gesamten Forschungsprozess begleitende Methodenunterstützung für Promovenden) und bietet seit 2004 unter Federführung von Günter Mey mit großem Erfolg für Nachwuchswissenschaftler/innen kostenpflichtige Workshops, die sog. BMT (Berliner Methoden Treffen) an, bei denen qualitative Methodenkompetenz erworben werden kann. Letzteres bieten (ebenfalls sehr erfolgreich und kostenpflichtig) auch das ZUMA Mannheim und das Magdeburger Zentrum für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) an. Zudem gibt es zahlreiche Spring-, Summer- und Winterschools an unterschiedlichen Universitäten, die (meist kostenpflichtig) in bestimmte Verfahren der qualitativen Sozialforschung einführen – nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich und der Schweiz.

Ein weiteres Indiz für den Erfolg der ‚Qualitativen‘ ist, dass immer mehr gesellschaftliche Gruppen die ‚Qualitativen‘ ernst(er) nehmen und bereit sind, dafür auch zu zahlen, denn auf dem Markt sozialwissenschaftlicher Analyse werden verstärkt qualitative Studien nachgefragt. Was bemerkenswert ist: Nicht nur Behörden, die chronisch unter Geldmangel leiden und sich deshalb eher an die kostengünstigen ‚Qualitativen‘ wenden, treten als Interessenten auf, sondern es sind zunehmend auch private Unternehmen und Marktforschungsinstitute. Zur Relevanz der ‚Qualitativen‘ in der Organisationsanalyse und Marktforschung siehe Kaiser (2004), Kühn et al. (2004), Kühn (2004, 2005), Froschauer/Lueger (2006), Froschauer (2012), Wilz (2002) und von Groddeck/Wilz (2015), die immer öfter auch kostenintensivere qualitative Studien wollen und in Auftrag geben. Dieser Einstellungswandel gegenüber der qualitativen Sozialforschung ist typisch für den aktuellen Trend innerhalb der

deutschen Sozialwissenschaften: die qualitative Sozialforschung hat sich in den deutschsprachigen Ländern fest etabliert.

Qualitative Sozialforschung scheint also in Deutschland erfolgreich zu sein – wäre da nicht der missliche Umstand, dass man mit qualitativer Forschung in keinem Fach ernsthaft Karriere machen kann. In der Soziologie und in den Erziehungswissenschaften gibt es zwar einige Stellen, die ganz gezielt Erfahrungen mit der qualitativen Forschung voraussetzen, doch innerhalb der Psychologie oder gar der Kommunikationswissenschaft scheint es ziemlich verwegen, mit qualitativer Forschung einen Grundstein für eine erfolgreiche Laufbahn legen zu wollen (vgl. auch Allolio-Näcke 2006). Kurz: Trotz aller Beteuerungen und Beschwichtigungen von der einen oder anderen Seite kann von einer Gleichgewichtigkeit der quantitativen und qualitativen Methoden noch keine Rede sein. Immer noch haftet qualitativer Forschung der Verdacht an, die Zweitbeste aller möglichen Forschungsverfahren zu sein. Hier ist noch vieles zu tun – vor allem von ‚Qualitativen‘ selbst.

Dass die Lage so ist, wie sie ist, hat nur zum Teil etwas damit zu tun, dass der kämpferische Aufbruchdrang der Qualitativen (und damit der Rechtfertigungszwang über bessere Methoden) angesichts ihres (scheinbaren, weil zu schnellen) Erfolgs erheblich nachgelassen hat: heute ist nicht ein Zuwenig qualitativer Sozialforschung zu verzeichnen, sondern eher ein Zuviel (des Unreflektierten): Es gibt nur noch sehr wenige Wirklichkeitsbereiche (so z. B. Militär, Geheimdienste, Politik, Gewerkschaften), die noch nicht von qualitativen Untersuchungen überzogen wurden. Aber diese Allgegenwart der qualitativen Forschung spricht nur auf den ersten Blick für deren Erfolg. Auch die landesweite Normalität qualitativer Methodenunterweisung innerhalb der sozialwissenschaftlichen Hochschulausbildung ist hierfür kein Indiz, sondern möglicherweise eine Ursache für die Schwäche qualitativer Arbeiten, denn die sprunghafte und sehr schnelle Ausweitung der Methodenausbildung (noch vor der Entwicklung und Kanonisierung von Geltungskriterien) produziert nicht nur mehr gute Arbeiten, sondern naturgemäß noch mehr schlechte.

Zu dieser Entwicklung gehört auch, dass sich die qualitativen Methoden immer weiter ausdifferenzieren und fast im Monatstakt neue Verfahren auf den Markt kommen. Beschleunigt und angetrieben wird diese Zersplitterung auch von dem oft missverstandenen Gebot qualitativer Forschung, gegenüber ihren Gegenständen ‚offen‘ zu sein. Dieses Offenheitsgebot liefert nämlich denen Argumente, die Methoden vor allem als ‚Tools‘ begreifen und sich nach den unterschiedlichsten Gesichtspunkten dieser Tools bedienen und so ein Patchwork von Methoden produzieren (dazu weiter unten mehr). Besonders gebeutelt von dieser Praxis sind die Grounded Theory, Inhaltsanalyse und neuerdings auch die Partizipationsforschung – so man letztere zur qualitativen Sozialforschung zählen möchte. Die (wissenssoziologische) Diskursanalyse, die Metaphernanalyse und die Narrationsanalyse betreiben zwar Kanonisierungen, sind jedoch nur begrenzt erfolgreich in ihren Bemühungen, diese Kanonisierungen auch verbindlich durchzusetzen. Weniger betroffen sind die Konversationsanalyse und die sich ausdrücklich als hermeneutisch verstehenden Methoden (objektive Hermeneutik, hermeneutische Wissenssoziologie, rekonstruktive Sozialforschung), da diese eine deutliche Kanonisierung betreiben – was ihnen manchmal den Vorwurf einbringt, Methodenpolizisten/innen zu sein.